

dtv

Ein Fest wird gefeiert in Fogarasch, einer kleinen Stadt im Herzen von Siebenbürgen. Die Freunde des 16jährigen Ich-Erzählers treffen sich im Haus seiner Eltern zum Tanztee. Es soll ein Fest werden zum Schluß, es wird ein Abschied für immer. Denn an jenem 23. August wechselt das mit Hitler verbündete Rumänien die Fronten und schließt sich den Alliierten an. Das jahrhundertlang kultivierte Zusammenleben von Rumänien, Ungarn, Deutschen und Juden findet ein Ende. Eginald Schlattners wunderbarer Roman läßt eine den Gefahren trotzen Welt auferstehen – heiter und melancholisch, reich an Details und feiner Ironie, changierend zwischen Realem und Irrealem, aufgezeichnet im Ton zauberhafter Sinnlichkeit.

Eginald Schlattner, 1933 in Arad geboren, aufgewachsen in Fogarasch am Fuße der Karpaten. Studierte evangelische Theologie, Mathematik und Hydrologie. 1957 wurde er verhaftet und wegen »Nichtanzeige von Hochverrat« verurteilt. Nach seiner Entlassung arbeitete er als Tagelöhner in einer Ziegelbrennerei, später als Ingenieur. 1973 nahm er sein theologisches Studium nach einmal auf und ist seit 1978 Pfarrer in Roşia (Rothberg) bei Hermannstadt. »Der geköpfte Hahn« wurde 2007 an den Originalschauplätzen verfilmt und liegt als DVD vor.

Eginald Schlattner
Der geköpfte Hahn

Roman

dtv

Von Eginald Schlattner
sind bei dtv außerdem erschienen:
Rote Handschuhe (13045)
Das Klavier im Nebel (13617)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



8. Auflage 2016
2001 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 1998 Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m.b.H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Martin Eichler/Bilderdienst Siebenbürgen
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12882-7

*Meiner toten Schwester und
den fernen Brüdern*

I. Ein Sonntag in Violett

Türen

Exitus, was heißt das eigentlich?

Sofort nachschlagen, wenn man etwas nicht weiß, hatte die Mutter uns eingeschärft. Aber wo? Sie hatte das Fremdwörterbuch mitgenommen, um beim Lösen der Kreuzworträtsel besser beraten zu sein.

Das Wort Exitus verfolgte mich seit Tagen.

Ich stand grübelnd in der Tür, die zur Hausterrasse führte, und schaute in den Garten, der bis an den Himmel reichte.

Die Mutter war in Rohrbach, mit der kleinen Schwester und den jüngeren Brüdern Kurtfelix und Uwe, doch nicht auf Sommerfrische wie bisher in den Ferien. Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien, Grupul Etnic German din România, hatte die Frauen und Kinder von Fogarasch in die Dörfer der Umgebung evakuiert – vor den Bombenangriffen der Amerikaner.

Wo nachfragen?

Der Vater war an der Front, wenn auch nicht in der vordersten Linie, der ältere Bruder Engelbert beim Wehrdienst, Instrucția premilitară.

Ah, der Großvater. Er hatte mich auf die Terrasse geschickt, um das Wetter zu belauern. »Der Großvater ist ein wandelndes Lexikon«, wiederholte meine Großmutter oft und mit leuchtenden Augen. Das mußten ihm auch die Tanten, seine Schwestern, zugestehen. Jedoch mit dem Zusatz, der nie fehlte: »Der Bruder Robert in Kronstadt ist doppelt so gescheit.« Sie machten aus nichts ein Hehl.

Exitus, das war das Fest am Nachmittag, das die Großmutter mit den zwei Hausangestellten vorbereitete. Unsere

Klasse, die Quarta der Deutschen Schule von Fogarasch, feierte Exitus – so der tradierte Sprachgebrauch in Siebenbürgen: Abschied von der Schule, Abschied voneinander, Abschied von der Kindheit sowieso – wir waren alle über fünfzehn. Ein verspätetes Fest, denn die Schulen hatten bereits im April geschlossen, als die ersten Bomben auf Bukarest, Ploiești und Kronstadt fielen. So wurde die Veranstaltung auf bessere Tage verschoben, eben auf heute, den 23. August 1944.

Genaugenommen war dieser Hausball ein einfacher Tanztee. Tanztee ist laut Sprach-Brockhaus die Übersetzung von thé dansant. Er beginnt um vier, fünf Uhr und klingt vor Mitternacht aus. Wir hier in Fogarasch hatten diese gehobene Form der Geselligkeit den rumänischen Lyzealschülern abgeguckt: Sie pflegten den ceai dansant, so der Name bei ihnen, mit südlicher Lust und lateinischer Grandezza, wenn auch unter der Aufsicht von mindestens zwei Müttern, die die Töchter nicht aus den Augen ließen.

In unserem geräumigen Haus und Garten sollte der Exitus, das Ende mit Tanztee, stattfinden. Ich hatte alle eingeladen – ohne Ausnahme! Alle Jungen, nicht nur die Freunde und Kameraden, sondern auch meinen Feind, und alle Mädchen, auch das Mädchen, das mein Herz verwirrte, und selbst die, der alle aus dem Weg gingen.

Ich lehnte an der Doppeltüre und ließ den Blick über die Baumwipfel des Gartens gleiten bis an den Horizont. Und hielt mich an den einzigen Auftrag für heute vormittag, nämlich den Himmel nach Regenwolken abzusuchen und die ersten Wassertropfen dem Großvater zu melden. Die Terrasse, groß wie eine Bühne, war der Längsseite des Hauses vorgelegt. Eine niedrige Galerie mit Steinvasen säumte den Rand. Nach zwei Seiten stieg man über breite Treppen in den Hof hinab.

Der Großvater, der stets beim ersten Hahnenschrei erwachte und sich wie der Kaiser Franz Joseph I. beim zweiten Hahnenschrei erhob, hatte trotzig einen sonnigen Sommertag vorausgesagt, obschon ihm im Traum ein nackter und dazu weißer Mohr erschienen war. Die Großmutter

klagte, es liege etwas in der Luft, es braue sich ein Donnerwetter über unseren Köpfen zusammen, man dürfe den Tag nicht vor dem Abend loben. Tatsächlich hatte sich der Himmel am Morgen bezogen.

Ich ließ mich in einen Korbsessel fallen, wollte, daß die Zeit stillstünde. Ein lila Licht stand in der Höhe über den Bäumen. Es erinnerte mich an einen Sonntag im Advent vor zwei Jahren, der eingetaucht war in das Violett der Traurigkeit. Hin flüchtete ich. »Die Erinnerung ist das Paradies, aus dem dich niemand vertreiben kann«, so schrieben wir den Mädchen ins Stammbuch, kaum der Kindheit entwachsen. »Errinerung« oft mit zwei r und einem n. Zwischen zwei Wolkenschüben öffnete sich verlockend der Himmel, in den ich zu entschweben wünschte. Die Wolken waren gesäumt von brennenden Rändern.

»Dies wird ein Sonntag mit brennenden Rändern«, hatte der Bruder Engelbert an jenem Tag im Advent orakelt.

Die kleine Schwester berührten die rätselhaften Worte kaum. Sie kauerte in ihrem Puppenkinderwagen und wollte durch das Haus gefahren werden. Der Puppenwagen war grün. Er hatte Gummiräder und war gefedert, er hatte ein Schiebedach und an den Seiten Zelluloidfenster. Und war so groß, daß die Schwester darin Platz fand, mit der Puppe im Arm.

»... mit brennenden Rändern!« Das hörte sich bedenklich an. Und mußte ernst genommen werden. Es hatte sich erwiesen, daß hinter solchen Aussprüchen Engelberts etwas steckte, das in Erfüllung gehen konnte oder auch nicht, aber sich oft anders in Szene setzte, als wir es uns vorgestellt hatten.

Befragt, ob er etwas Bestimmtes meine, wick Engelbert aus. Vielleicht behielt er sein fatales Wissen für sich? Oder schaute er sonst nichts, als was er preisgegeben hatte? Weissagung steckt den Rahmen der Geschehnisse ab, Hellseherei ist im Bilde über kommende Ereignisse.

Würde man unser Haus an vier Ecken anzünden, daß es an den Rändern brannte? Oder würde Fliegeralarm gebla-

sen werden, und wir müßten in den Garten rennen und dort zusammengepfercht im Luftschutzbunker sitzen, während am Rande der vier Himmelsrichtungen brennende Bomben fielen? Oder würden die vielen Feinde das Königreich Rumänien an seinen Rändern in Brand stecken? Oder ...? Ich besah mir voll Sorge die Karte von Rußland im Kinderzimmer. Seit Kriegsbeginn war das Abend für Abend nach dem drahtlosen Nachrichtendienst eine frohgemute Übung in russischer Erdkunde, auf der grünen Karte die deutschen, die rumänischen, die ungarischen Fähnchen ostwärts hüpfen zu lassen: »Nach Ostland laßt uns reiten!« Doch nun stockte der Vormarsch, die Fähnchen standen in der Nähe der Wolga still.

Meine Phantasie ließ mich im Stich, obschon ich sechs- und vierzig Karl-May-Bücher gelesen hatte. Was ich mir dazu ausdachte und ausmalte, überforderte jenes orakelhafte Wort des Bruders. Aber geschärft war die Wahrnehmung, der Blick helllichtig gemacht. Beim Schlafengehen würde man mehr wissen. Die Flammen begnügten sich, an den Rändern zu lecken. Das Leben im Haus schien bedroht, aber nicht gefährdet.

»Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht!« Das dachte ich, obgleich ich damals noch nicht konfirmiert war; ich hatte mich standhaft geweigert.

Die kleine Schwester kauerte im Kinderwagen ihrer Puppe und schrie lauthals, wir sollten anspannen und sie durch die Zimmer fahren.

»Sachte, sachte, zuerst muß alles berechnet werden«, beruhigte sie Engelbert. »Dann kutschieren wir los!«

Alles muß berechnet werden, sonst kommt man unter die Räder, das waren so Sätze ... Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine, Eile mit Weile! Mit solchen erwachsenen Redensarten zügelte der große Bruder vorwitziges Handeln. Die Tanten unterstützten ihn: »Recht, mein Junge, die unfeine, jüdische Hast – das ziemt sich nicht für einen echten deutschen Jungen. Wobei man gar nicht

weiß, ob du einer bist, bei der ominösen Herkunft!« Die Tanten sagten alles frank und frei heraus, selbst vor uns Kindern. Wenn ich jedoch Genaueres wissen wollte, wichen sie aus. »Denk an seinen Spitznamen Engelwärts ...!« Und schüttelten sich, die Roben raschelten.

»Alles berechnen!« In der Ordnung der Woche war der Sonntag ein Ort der Regellosigkeit. Besonders der Vormittag bildete einen Freiraum, wo nichts feststand und alles im Fluß war. Er barg Unberechenbares noch und noch.

An den übrigen sechs Tagen hatte Vormittag für Vormittag jeder von uns seinen bestimmbaren Standort in Haus und Stadt. Wir Buben waren in der Schule, auch Uwe, der jüngste, der seit dem Herbst die erste Klasse besuchte und mit beiden Händen schrieb und zeichnete, denn er war Linkshänder. Die kleine Schwester trippelte in den nahen Evangelischen Kindergarten zur ewig gleich alten Tante Olga, zu der schon die Mütter und Väter als Kinder gepilgert waren. Der Vater hielt sich bis gegen Abend im Geschäft auf. Nach Hause kam er nur zum Mittagessen, das auf die Minute genau auf dem Tisch zu stehen hatte.

Uns Kindern war vieles erlaubt. Wir durften uns im ganzen Haus bewegen. Nein, ein Zimmer war ausgenommen: das Arbeitszimmer des Vaters. »Freiheit erkennt man am Verbot«, hatte er uns wissen lassen. Es war bei uns nicht wie bei anderen Kindern in Fogarasch, wo das ganze Leben in der Küche ablief, wo die Stuben abgesperrt waren und auf eine Familienfeier warteten: daß einer konfirmiert werde oder sterbe. Und nach Mottenpulver rochen.

Bei uns aber waren wir die Gebieter in Haus und Hof und Garten. Darum versammelten sich die Freunde und Mädchen fast immer bei uns zum Spielen. Das mußte der sauer-töpfische Hausmeister Attila Szabó, ein Ungar, erdulden. Wir ließen uns nieder und richteten uns ein, wo es Spaß machte, selbst in den Baumkronen. Wir stellten mit den Gefährten das Haus auf den Kopf. Wir trugen in den Zimmern Wettrennen mit Steckenpferden oder Gleitkissen aus. Oder wir jagten mit dem Puppenwagen durch die Wohnung.

Das alles ging so, bis der Vater ins Haus trat. Dann hatten alle Dinge in Reih und Glied zu stehen und alle Hausbewohner an ihrem Platz zu sein.

Was tat die Mutter am Vormittag? Sie sang Operettenlieder und malte. Vor Weihnachten bastelte sie im verborgenen. Sie war ein Tausendkünstler, wie Tante Hermine ihr zugestand, ein Alleskönner. Während Tante Helene warnte: »Dich, Trude, hätte man im Mittelalter als Hexe verbrannt!«

Waren die Großeltern aus Hermannstadt zu Gast, wie in jener Adventszeit 1942, dann änderte sich das Programm. Zwischen elf und zwölf kam der Großvater zum Frühstück. Er trug die mit Ordensbändchen geschmückte Uniform eines k.u.k. Oberleutnants zur See. Mitten am Tag verlangte es ihn, Karten zu spielen oder seit neuestem Schiffeversenken: »Bomben auf England ...« Jeder Partner war ihm recht, selbst die kleine Schwester. Mit Geduld versuchte er, ihr Bridge und Poker beizubringen, was mißlang. Doch rasch erlernte sie vom Großvater aparte Gegenwörter wie: Papagei und Mamagei, Jaguar und Neinguar, Kakadu und Kakaich, womit sie im Kindergarten Furore machte. Und amüsante geographische Versikelchen: Der Elefant von Celebes, der hat am Po was Klebriges, oder: Inin Italienitalien fließtfließt einein Flußfluß, derder heißtheißt Popo, was die jungfräuliche Kindergartentante aus der Fassung brachte. Als fromme Kirchenangestellte tröstete sich Tante Olga, daß das Kind in Zungen rede. Und als aus ihr zur Zeit der Deutschen Volksgruppe eine »Kinderbetreuerin« geworden war, revanchierte sie sich. Eines Mittags brachte die kleine Schwester ein modernes Tischgebet aus dem Kindergarten mit: »Hände falten, Köpfchen senken und an Adolf Hitler denken.«

Vergnügt plapperte die kleine Schwester diese barocken Sprüchlein nach, zur Zeit und zur Unzeit: zu Hause, im Kindergarten und vor dem Tor in der stillen Gasse. Das genierte die Großmutter, die meinte, man dürfe »das Haus nicht austragen«. Doch um uns wohnten Rumänen, die unsere Sprache nicht verstanden und zu allem freundlich nickten,

was die kleine Schwester daherredete, sogar wenn sie die fremden Nachbarn mit »Heil Hitler« ansprach und dabei die Hand zum Deutschen Gruß hob. Was der Großvater ihr nicht abgewöhnen konnte, obschon er ihr einschärfte, »Heil Kaiser Franz!« zu sagen. Manchmal sagte sie: »Heil Kaiser Hitler!«

Der Großvater hieß Goldschmidt, H. H. I. G. Goldschmidt, und stammte von Schirkanyen bei Fogarasch. Er war ein Siebenbürger Sachse, »achthundert Jahre alt!«. Und somit erwiesenermaßen rein deutsch auf fünfundzwanzig Generationen zurück. Da er wegen des Namens Goldschmidt oft für einen Juden gehalten wurde, stak der Ahnenpaß ostentativ in der Brusttasche der Marineuniform, so daß jedermann den braunen Leineneinband und das Hakenkreuz erkennen konnte. Im Ahnenpaß stand zu lesen: »Der Inhaber dieses Ahnenpasses ist rein deutschblütig!« Schwarz auf weiß. Die Eintragungen gestempelt und gesiegelt vom Evangelischen Pfarramt Schirkanyen. So – und nur so – konnte man dazumal Goldschmidt heißen.

Unser Vater fragte: »Warum willst du unbedingt ein Deutscher sein? Wo man in Fogarasch keinen Schritt tun kann, ohne in mehreren Sprachen zu grüßen? Dies alles wird ein böses Ende nehmen!«

Der Großvater erwiderte ungehalten: »Ich bin ein alter k.u.k. Österreicher. Und du bist ein Defätist, Felix!« Ein schwieriges Wort, das uns Buben nicht gefiel.

Vollständig lautete sein Name: Hans Hermann Ingo Gustav Goldschmidt. Wer sangesgeübte Ohren hatte, hörte das Glissando einer besonderen Vokalisation heraus. Es waren alle fünf Vokale unserer Muttersprache in diese tönenden Namen hineinkomponiert, wie im ersten Satz der Bibel: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.« Ja, noch schöner, weil in alphabetischer Abfolge – a e i o u. Als Ganzes war es eine kunstvoll gefügte Klangfigur. Ingo zum Beispiel: Mit welcher Raffiniertheit dieses »Ingo« durch seine Vokale i und o einen polyphonen Übergang bildete vom strahlenden a des Auftakts – Hans – und weiter vom elegischen e bei Hermann hinüber zum dunklen Finale des u – Gust oder

Gustav; das letzte a bereits wie ein Dacapo. Uns Kindern jedoch klang atonal und fidel in den Ohren die Endsilbe Aff – wir waren in unserem musikalischen Gemüt noch zu ungeübt für andere Finessen, eher gewitzt in Dissonanzen und Eulenspiegeleien.

In dieser Kadenz von Vornamen hatte sich seine Mutter Gehör verschafft über das Schweigen des Grabes hinaus. Solange der Großvater leben und jemand ihn bei seinen Namen rufen würde, war das wie ein Requiem auf die melomane Mama.

Mit allen Vornamen rief ihn bloß die Großmutter. Sie verschenkte viel Zeit an ihn. »Zeit haben für den andern ist ein Maß der Liebe«, belehrte sie uns, und unsere Mutter pflichtete bei. Es konnte geschehen, daß die Großmutter, bis sie mit den vielen Vornamen fertig war, vergessen hatte, was sie ihm sagen wollte. Kurz faßte sie sich, wenn er bei Tisch zu oft in die Schüsseln langte oder wenn man ihn wiederholt nötigte, sich zu bedienen, wie das in Siebenbürgen Sitte ist. Mit sanfter Gewalt entwand sie ihm dann das Besteck und sagte kurz: »Gust bittet nicht! Gust dankt!«

Anders als mit dem Großvater war es rassisch um die Großmutter bestellt. Ihr Ahnenpaß war dunkelgrau. Der Einband war bloß mit einer Siegesrunne geziert – nicht mit dem Hakenkreuz. Sie wurde als arisch geführt, was wir Buben mit arabisch verwechselten. Dabei dachten wir an Hadschi Halef Omar und waren erfreut, ihn in der Verwandtschaft zu wissen, mit seinen elf Schnurrbarthaaren auf der Oberlippe, fünf links und sechs rechts.

In der Gebrauchsanweisung des Ahnenpasses war zu lesen: »Rein deutsch ist, wer nur deutsche Ahnen hat. Arisch ist, wer keine Juden zu Vorfahren hat.« Die Großmutter hatte keine Juden zu Vorfahren, war aber nicht rein deutsch, weil sie ungarischer Herkunft war. Ungarisch war hunderttausendmal besser als jüdisch, ja noch anders, ganz anders: ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle!

Freilich, arisch war nicht so edel wie deutsch. Obschon es bei unserer Großmutter umgekehrt war: In ihrem Fall war das ungarische Blut edler als das deutsche. Sie ent-

stammte einem Aristokratengeschlecht. Wer sich nicht verzählte, konnte auf dem Stammbaum – hoch wie ein Schloßfenster – bis 1467 elf Generationen von adeligen Altvorde-
ren zurückverfolgen.

Leider war das blaue Blut bürgerlich verwässert worden. Darum konnten insgesamt nur siebenundachtzig Ahnen namhaft gemacht werden. Die bürgerlichen Vorfahren endeten um 1700, die Quellen versiegten brüsk, der mathematisch mögliche Rest versank im Meer der Anonymität. Um 1700 tobten in Siebenbürgen die Kuruzzenkriege, wobei mit den evangelischen Pfarrhöfen auch die Kirchenmatrikel eingäschert wurden und damit das Gedächtnis der Bürger und Bauern.

Als wären es Bezeichnungen von Arzneien, konnte die Großmutter die Namen aller ihrer Voreltern auswendig hersagen, samt Geburts- und Todesjahr. Sie war vor ihrer Heirat Apothekerin in Freck gewesen.

Engelbert hatte ausgerechnet, daß jeder Mensch jüdische Vorfahren haben müsse. Drei einleuchtende Überlegungen führten zu diesem Schluß: erstens die Feststellung, daß sich die Ahnen rückläufig bei jeder Generation verdoppelten, was man an der Stammtafel der Großmutter ablesen könne; zum andern, daß es vorzeiten – also je mehr man in der Zeit zurückgehe – von Generation zu Generation immer weniger Menschen auf der Erde gegeben habe, zum letzten, daß die Juden eines der ältesten Völker der Welt seien.

Auf dreitausend Jahre zurückgerechnet, habe jeder heute lebende Mensch mehr Vorfahren, als die Erde damals Menschen zählte; man müsse auf die Affen zurückgreifen, damit die Zahl stimme, gab Engelbert zu bedenken, nicht nur Orakelbeschwörer und Traumtänzer, sondern auch Großmeister im Rechnen. Ergo sei jeder mit jedem verwandt! Nun sei die Geschichte der Juden älter als dreitausend Jahre. Ergo – bei uns in Siebenbürgen ein vielgebrauchtes Wort –, ergo habe jeder von uns, habe jeder Mensch jüdische Vorfahren, trompetete unser Bruder. Das war eine fatale Rechnung. »Selbst der Führer hat jüdische Vorfahren!« Alle hielten sich die Ohren zu.

Die Juden von Fogarasch hießen Hirschorn und Thierfeld. Oder Schul, Dr. Schul, unser gewesener Hausarzt. Und hießen Glückselich. Ein Jude trug den Namen Alfred Rosenberg. Einer den Namen Bruckental, mit ck und ohne th, schicklicherweise anders geschrieben als Samuel von Bruckenthal, der größte Mann, den das sächsische Volk hervorgebracht hatte, und ein Busenfreund der Kaiserin Maria Theresia, wie das Volk stolz munkelte. »Welch Sachse!« Ja, selbst Goldschmidt nannten sie sich – wie unsereiner. Und hießen sogar Deutsch: Siegfried Deutsch, Brunhilde Deutsch, Florence Deutsch. Deutsch! Was nicht nur die Höhe an Impertinenz war, sondern Schande und Kränkung des Führers, wie die Tanten sich entrüsteten: »Aber es nützt ihnen nichts, auch wenn sie noch so deutsch heißen!«

Die Großtanten Helene und Hermine hielten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg: Das Jüdische lasse sich nicht verheimlichen, selbst wenn man Siegfried und Brunhilde gerufen werde. Das sei wie Hasenscharte und Wolfsrachen. Die Ohren. Der Haaransatz und vor allem die Nase – die verrieten jedem Rassekundigen, daß dies Juden seien.

Großtante Hermine, die poetisch veranlagt war, im geheimen Gedichte fabrizierte und für Innerlichkeit sorgte, ergänzte: »Ihr Schicksal ist den armen Teufeln ins Gesicht geschrieben. Deinem Schicksal entrinnst du nicht!« Beide warnten im Chor, man solle sich mit ihnen nicht gemein machen. Und Tante Hermine fügte hinzu: »Denn sonst nimmt man Schaden an seiner deutschen Seele!«

Trotzdem gebrauchten sie weiter die beliebten jüdischen Redewendungen, besonders wenn sie sich vergaßen: »Du bist total meschugge, hör auf mit diesem Geseire«, oder: »Schmonzes, das ist Schmonzes«, oder: »Diese elende Mischpoche«, oder: »Das ist das reinste Schlamassel.«

»Eigentlich sollten wir Juden uns Ohren und Nasen abschneiden«, hatte meine Klassenfreundin Gisela Glückselich zu mir gesagt. In der Quarta hatte man sie aus der Deutschen Schule hinausgeworfen.

An sonnigen Nachmittagen saß unsere Mutter mit der Tante Glückselich oder mit der Frau Dr. Hirschorn auf ei-

ner Bank im Park um die Wasserburg. Alle Vorübergehenden konnten es sehen. Die Damen machten Handarbeit. Sie unterhielten sich über die Kinder und über Dienstmägde, über Strickmuster und wie man Marmelade ohne Zucker einkocht. Über die Zeitläufte unterhielten sie sich nicht. Wenn es heiß war, setzten sie sich in denselben Kahn und ließen sich über den Schloßteich rudern, was in Fogarasch Tschinakelfahren hieß. Unsere Mutter sorgte sich wenig um ihre deutsche Seele. Im Dahinfahren über den See flötete sie die Barcarole aus *Hoffmanns Erzählungen* von Jacques Offenbach, so kunstvoll, daß die Spaziergänger auf der Burgpromenade stehenblieben.

Der Vater hatte jüdische Geschäftsfreunde, ja jüdische Rummyfreunde. Wenn er dienstlich in Kronstadt zu tun hatte, lud er sie ein, in seinem Auto mitzufahren. Die Juden hatten keine Autos mehr. Obschon mein Vater bloß eine Schwester hatte, gab er seine Begleiter als Schwäger aus, wenn die Deutsche Feldpolizei im Geisterwald zwischen Fogarasch und Kronstadt sein Auto anhielt und sie sich als Arier legitimieren mußten.

Was machte unsere Großmutter am Vormittag? Sie machte Jagd auf Ungeziefer, auf Bazillen und Mikroben. Und wusch sich die Hände. Und uns auch, wenn sie uns erwischte.

Was tat der Hund Litwinow? Er wartete, daß wir heimkamen. Seine große Freude war der Sonntag, wenn alle zu Hause waren. Dann war er glücklich. Überglücklich war er, wenn er mit dem Vater spazierenging.

Und schließlich die Fofó, unsere Haushälterin, Fofó von Sophia abgeleitet. Was machte sie? Die Fofó rupfte die Hühner. Sie war die einzige, die auch am Sonntag ein fixes und somit ein berechenbares Programm hatte: Sie ging in die Kirche. Ab und zu begleitete sie unser Bruder Uwe um Viertel zwölf in den zweiten Gottesdienst. Das war der Gottesdienst für Dienstboten, nachdem die Herrschaft aus der Kirche zurück war. So gesehen waren wir keine Herrschaften. Wir gingen am Sonntag nicht in die Kirche. Und nicht zu Ostern und zu Pfingsten. Und nicht einmal zu Heiligabend,

wo jeder gesittete Mensch zur Bescherung eilte. Trotzdem hielten wir uns für gesittete Menschen.

Am Nachmittag hatte die Fofó Ausgang. Sie verschwand aus unserem Blickfeld, und das war rätselhaft. Keiner im Haus wußte, was an solchen Nachmittagen mit ihr geschah. Wo man sonst alles von ihr wußte, bei Tag und bei Nacht. Selbst bei Nacht. Denn sie schlief in der Küche hinter der Kredenz.

An jedem ersten Sonntag im Monat kamen ihre vier Kinder, sie zu besuchen. Ob die Fofó einen Mann hatte, war ungewiß. Ihre Kinder wohnten bei den Großeltern in Felmern. Das lag hinter dem Wald, den man aus dem Küchenfenster sah. Zu Fuß eine gute Wegstunde weit jenseits der Aluta über Berg und Tal. Mit den Kindern der Fofó ließ sich nichts anstellen. Sie waren anders als wir und dazu langweilig. Sie redeten nur sächsisch, in unartikulierten Lauten, während wir in der Familie hochdeutsch sprachen, wie das in der Stadt eben Sitte war. Wenn wir uns verständigen wollten, mußten wir rumänisch radebrechen. Keiner wollte das.

Für jenen Sonntag hatten wir die Kinder der Fofó abbestellt. Es war erster Advent, und sie würden die Familienfeier stören. Zur Familie gehörten die Verwandtschaft und der Hund Litvinow, ja, und ausnahmsweise die Fofó.

Nicht zur Familie, dafür zum Haus, gehörten Frau Brunhilde Sárközi und ihre beiden Buben (mit denen wir nicht spielten und die nicht zu unseren Kinderfesten eingeladen wurden, aber mit denen wir uns im Hof, in einer Reihe stehend, photographieren lassen mußten, weil unsere Mutter es wünschte). Frau Sárközi war trotz ihres ungarischen Namens eine deutsche Kriegswitwe. Ihr Mann, Adolf Sárközi aus Kobór bei Leblang, einer rein ungarischen Ortschaft, eingesprengt zwischen die sächsischen Dörfer jenseits der Aluta, wurde zum Volksdeutschen erklärt – der Teufel wußte wieso – und unter den »ersten tausend« zur Waffen-SS eingezogen. Weil er eine Volksdeutsche geheiratet hatte, eben Brunhilde Schropp aus Leblang, oder weil er als Buchhändler den Wälzer *Mein Kampf* dem Kreisleiter Schenker von Fogarasch aufgeschwatzt hatte, der das Buch gar nicht kau-

fen wollte, oder weil er wegen eines Sprachfehlers ratschte wie ein Reichsdeutscher – er beherrschte die drei Landessprachen gleich gut? Vielleicht wegen des Vornamens. Der brave Mann war auf dem Transport an die Ostfront gefallen. In einer Kurve aus dem Zug gefallen, als er durch die offene Türe der untergehenden Sonne einen letzten Blick nachgesandt hatte, dorthin, wo Kobór lag.

Unbeschadet dessen stand in dem Schreiben des SS-Sturmbannführers, daß Adolf Sárközi als Held für Führer, Volk und Vaterland gefallen sei. Wenn nicht vor dem Feind, so vor der Front. Meine Mutter und ich hatten die arme Frau zur Ortsgruppenleitung begleitet, wo sie sich zu melden hatte.

Als die Ortsgruppenleiterin Hermine Kirr der also verwitweten Frau das Schreiben aushändigte, erläuterte sie: »Du, Volksgenossin, bist nun glücklicherweise eine deutsche Kriegswitwe. Das kann mir nicht geschenkt werden, leider, ich habe keinen Mann. Für dich aber eine einmalige Auszeichnung, derer du dich würdig zu erweisen hast. Germanisiere als erstes deinen komischen Namen, schreib ihn mindestens mit s c h. Oder besser: übersetz ihn ins Deutsche. Sárközi muß ja etwas heißen.«

Meine Mutter sagte: »Das läßt sich nicht übersetzen.«

»Mischen Sie sich nicht ein! Wo Sie in aller Öffentlichkeit jüdische Arien singen! Uns alle zum Gespött machen!« Meine Mutter stand auf und verabschiedete sich. Ich wollte ihr folgen, schlug die Hacken zusammen und sagte, Hände an der Hosennaht: »Grüß Gott!« Statt Heil Hitler Grüß Gott. Und stand still.

Frau Brunhilde sagte: »Ich will nicht lügen. Sárközi könnte man übersetzen mit: zwischen dem Morast, mitten im Kot.«

»Dann laß dir etwas Besseres einfallen, um zu zeigen, wie deutsch du bist!«

»Jawoll!« Die Augen der Frau Brunhilde funkelten. »Das ist meine Rettung, das ist die Zukunft meiner Buben. Heil Hitler!« Sie hob die Hand. Den Arm hielt sie von nun an leicht angewinkelt, um sofort zum Deutschen Gruß be-

reit zu sein. Wir nannten sie respektvoll die Heil-Hitler-Tante.

Seit jenem großen Tag kleidete sie sich in Bluse und Rock, weiß die Bluse, schwarz der Rock, was mit der Zeit wie eine Uniform wirkte. Nicht nur, wenn sie in der Stadt war, trug sie diese Bekleidung, selbst bei uns im Haus, wo sie arbeitete (und jeden mit Heil Hitler begrüßte, obwohl wir mit Grüß Gott antworten mußten – so der Vater).

Sie ließ sich etwas einfallen, was fast skandalös war, wiewohl arisch und nordisch zugleich. Im Jahr der Trauer war sie schneeweiß geworden. Die Haare kämmte sie streng nach hinten. Doch die dünne Bluse spannte sich über einen Busen, aus dem die Warzen rosa hervorschimerten. Das ließ – wie Onkel Erich, der jüngste Bruder des Vaters, genüßlich vermutete – auf ein Rosa von arischer Tönung schließen, angesiedelt im edelsten Feld der »nordischen Brüste« – nach dem Farbkatalog von Paul Schultze-Naumburg (geweiht dem Führer des Deutschen Reiches). Onkel Erich besaß die gesamte einschlägige Literatur über die nordische Rasse und die deutsche Frau. Und über Frauen schlechthin. »Wahrscheinlich hat sie in meinen Büchern gestöbert.« Der Onkel wohnte in der Luthergasse, Strada Lutherana, zur Miete. Frau Brunhilde räumte seine Junggesellenwohnung auf. Vielleicht sang sie sogar.

»Warum läuft die halbnackend herum?« fragten die Fogarascher, die geniert hinsahen.

Der Erichonkelklärte die Leute auf: »Nur so kann sie zur Schau stellen, wie deutsch sie ist.«

Von ihrem Dienst bei uns sagte Frau Brunhilde: »Ich helfe der Volksgenossin Gertrud bei der Aufzucht ihrer fünf Kinder. Hoffentlich kommt bald das Führerkind!«

Genau betrachtet ging sie der Fofu in dem verzweigten Haushalt zur Hand, war da fürs Größte. So mußte sie im Winter die Kachelöfen heizen (wozu wir das unsere beitragen nach dem Rat der Mutter: »Wer friert, der schürt!«). Sie verrichtete diese niedrigen Arbeiten streng und stolz. Bevor sie sich an die Arbeit machte, rief sie: »Arbeit macht frei. Heil Hitler!« Alles tat sie in der neuen Montur: ohne schüt-